

Meine schwul-bewegten Jahre

Wilfried Laule

Wilfried Laule, geboren 1945 in Eigeltingen am Bodensee, studierte an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste und an der HFBK Berlin, ist freier Künstler – Maler, Grafiker, Kunsterzieher – in Berlin. Neben zahlreichen Ausstellungen (in Berlin – u. a. im Schwulen Museum –, Hamburg, München, Paris, Warschau, Nijmegen), veröffentlichte er im Verlag rosa Winkel unter anderem Graffiti für Vespasien (1983). Zahlreiche Abbildungen und Zeichnungen auf Flugblättern, in Broschüren und weiteren Publikationen der Schwulenbewegung stammen von ihm, ebenso die Video-Installation Mach dein Schwulsein öffentlich: Die Schwulenbewegung der siebziger Jahre und der Bildband Lust (2013).

Meine Anfänge in Berlin – und der Beginn der HAW

Sicher, Berlin war damals weit weg, wenn man aus Süddeutschland kam. Jedes Mal diese mühselige Zugfahrt durch die Zone mit den willkürlichen Schikanen der Zöllner, die dich die kleinsten Papierfetzelchen entrollen ließen, die sich zufällig in einer deiner Hosentaschen verkrümelte hatten.

Einmal hat mich allerdings diese kleinliche Zöllner-Prozedur innerlich amüsiert: Ich hatte einen Block mit Zeichnungen dabei, der Zöllner ließ mich Blatt für Blatt durchblättern und bat mich anzuhalten, wenn ihn ein Blatt besonders ansprach. Es handelte sich ausschließlich um männliche Akte und es war unschwer zu erkennen, dass ich einen schwulen Blick auf Männer hatte. Kein Kommentar seinerseits, aber eine leise Spur schmunzelnder Anerkennung. Im Gegensatz zur Bundesrepublik hatte die damalige DDR den Paragraphen 175 schon abgeschafft, was nicht bedeutete, dass die Ost-Schwulen schon in Freiheit gelebt hätten. Es gab in Ostberlin damals ein, zwei Lokale, in denen Schwule verkehrten. Zweimal habe ich eines davon aufgesucht, es herrschte dort ein verklemmtes Trauerspiel. Schwule durften dort nicht einmal Zärtlichkeiten untereinander austauschen.

Dann stand mein Zug wieder auf einem Bahnhof, wurde willkürlich festgehalten, keiner durfte aussteigen und kein Mensch erfuhr, warum wir so aufs Abstellgleis geschoben wurden. Keine Durchsage, wann es wieder weitergehen würde, keine Begründung.

Es fühlte sich damals für mich so an, als wären wir als Klassenfeinde in eine Geiselhaft genommen, weil sich Ostberlin und Bonn wieder einmal zofften. Endlich am Bahnhof Zoo, im Westteil der Stadt angekommen, empfanden wir das Aussteigen aus dem Zug wie eine Befreiung.



Abb. 1: Wilfried Laule, Demonstration am Kurfürstendamm, 1973.

Damals war Volker Eschke eine Zeit lang die Mutter der Bewegung. Die Bewegung, das war die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW). Wir gründeten sie nach Rosa von Praunheims Film: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*. Rosa von Praunheim hatte zusammen mit Martin Dannecker das Konzept des Filmes entwickelt, Volker Eschke gab den markanten Sprecher des Films und wurde zum umtriebigen Agitator der Bewegung. Damals 1971 löste dieser Film bei einer der ersten Voraufführungen im *Arsenal-Kino* in Berlin einen Skandal aus. In der anschließenden Diskussion überschlugen sich die Stimmen in empörenden Dissonanzen (»Rosa, was hast du aus uns gemacht?!«). Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Wogen glätten ließen und eine halbwegs sachliche Diskussion möglich wurde. Unmittelbar darauf fand sich eine Gruppe von Schwulen, die sich regelmäßig treffen wollten. Nach mehrmaligen Sitzun-

gen im *Drugstore* in der Motzstraße und nach der Diskussion einer Satzung gründeten wir 1971 die Homosexuelle Aktion Westberlin.



Abb. 2: Von Wilfried Laule entworfenes Plakat zu Rosas Film, 1972: Rosa mochte das Plakat nicht, aber das *Arsenal* setzte es trotzdem ein. Im Gegensatz zu Rosas süßlichem Kitsch-Plakat zeigt mein Plakat den versteckt lebenden Schwulen, den Rosas Film ja kritisierte.

Es ist schwer zu erklären und man muss es erleben, um es richtig zu verstehen: Damals erfasste uns eine Art Aufbruchseuphorie. Plötzlich waren wir nicht mehr die verklemmten einsamen Einzelkämpfer, die mit schlechtem Gewissen in der schwulen Subkultur eine schnelle Lustabfuhr suchten, um danach wieder in ein bieder-bürgerliches Leben zurückzukehren, immer in Gefahr als Perverse entlarvt zu werden.

»Mach dein Schwulsein öffentlich!«, hieß unsere Devise. Nicht alle, aber doch einige von uns hatten den Mut dazu, sie nannten sich »schwul« und gaben dem abwertenden Schimpfwort ihr eigenes leibhaftiges Gesicht. Das irritierte viele, denen wir unsere Flugblätter gegen den Paragraphen 175 in die Hände drückten: »Aber sie sehen doch gar nicht so aus, warum machen sie sich denn schlechter, als sie sind?«

Wir ernteten auch Aggressionen, es gab Fälle, bei denen einzelne Pas-

santen gegen uns handgreiflich wurden. Bei einer 1.-Mai-Demonstration 1972 in Berlin wurden mir die Flugblätter mehrfach aus der Hand geschlagen. Als linke schwule Studenten wollten wir an der Seite der Arbeiterklasse schwul sein, nur die Arbeiterklasse wollte uns gar nicht haben. Sie drängte uns ab an den anarchistischen Schwanz der Demo. Dort spielten Ton, Steine, Scherben: *Keine Macht für niemand*.



Abb. 3: Zeichnung von Wilfried Laule, 1973: Die Zeichnung wurde auf einem Flyer für eine große Schwulenparty an der TU Berlin verwendet und kam später bei unterschiedlichen Angelegenheiten wieder zur Anwendung.

Auf der Demonstration beim ersten internationalen Pfingsttreffen 1973 in Berlin gingen manche von uns unter Kapuzen, um nicht erkannt zu werden. Lehrer, aber auch andere Berufsgruppen, hatten Angst, ihren Job zu verlieren, wenn ihre Homosexualität bekannt würde. Für diese Demo malte ich mein erstes Transparent, das ein Herzchen mit einer Faust zeigte. Ein großes Herz mit einer Faust wurde auch unser erstes Logo. Ich hatte es zuvor schon an die Wand in unserem Schwulenzentrum gemalt. Im Laufe der Zeit produzierte ich viele weitere Transparente und Flugblätter.

Auf dieser, unserer ersten Demo 1973 beim erwähnten internationalen Pfingsttreffen liefen die französischen Tunten mit einem ganz neuen Sound aus der politischen (deutschen) Reihe. In Sprechchören tönnten Sie: »Wir fordern rosarote VWs!« Das wiederum löste auf dem nachfolgenden

Plenum der HAW, im damaligen Schwulenzentrum, im *SchwuZ*, eine heftige Auseinandersetzung aus, die als *Tuntenstreit* in die Schwulengeschichte einging. Eine Gruppe von Schwulen meinte, die Tunten würden dem Ansehen der Schwulen schaden, die Heteros bekämen den Eindruck, alle Schwulen seien so exaltiert und ausfallend wie Tunten. Diese Auseinandersetzung ließ sich im Plenum nicht klären, daher gründete sich die Fraktion der »Feministen«.

Die HAW verlor im Lauf der Jahre an Bedeutung, sie verhedderte sich im kleinlichen, zuweilen hysterischen Gezänk politischer Gruppen, SEW (Sozialistische Einheitspartei Westberlins) gegen K-Gruppen und Spontis. Viele von uns wechselten in der Zwischenzeit ins Berufsleben und hatten keine Zeit mehr für die Profilierungskämpfe, die dort stattfanden. Schließlich wurde die HAW 1999 aus dem Vereinsregister ausgetragen.

Parallel zur HAW gründete sich 1974 die AHA, die Allgemeine Homosexuelle Aktion. Dort waren die Teilnehmer keine Linksintellektuellen, sondern eher pragmatisch orientierte Schwule. Mit ihren Veranstaltungen, Aktionen, Shows, Ausstellungen und Sonntagscafés sprechen sie auch heute noch ihr Publikum an.

Mit Robert ins spontane Glück

Als ich ihn kennenlernte, hatte er spartanische Züge: Für ihn als Pragmatiker durfte die eigene Ernährung nicht zu viel Zeit und Aufwand in Anspruch nehmen. Seine Küchenregale waren gefüllt mit Fertigkost und Dosen, immer gleich im Dutzend. Robert war 1969 nach Berlin gezogen. Er stammte aus einem gediegenen Mittelstandselternhaus, seine Eltern waren erfolgreiche Geschäftsleute in Westdeutschland. In solchen bürgerlichen Familien gestattet man schweren Herzens einem der eigenen Kinder, dass es aussteigt und sich einem brotlosen künstlerischen Beruf zuwendet. Robert studierte Schauspiel an der Max-Reinhardt-Schule in Berlin, die ersten drei Semester heimlich, bevor er seine Eltern einweihte. Er lebte in der Motzstraße im zweiten Hinterhof in einem Seitenflügel. Das Vorderhaus und der Mittelflügel zwischen erstem und zweitem Hinterhof waren am Ende des zweiten Weltkriegs weggebombt worden. Heute ist diese Baulücke geschlossen, und auch das damalige Hinterhaus existiert nicht mehr. Wo ich Robert kennengelernt habe, kann ich nicht mehr genau sagen, wahrscheinlich war es im *Drugstore*, der sich ja auch in der Motzstraße

befand. Mit Robert erlebte ich einen der Höhepunkte in meinem jungen Leben als Schwuler, als wir zusammen in seiner klapprigen Ente durch Südfrankreich fuhren.



Abb. 4: Wilfried Laule: *Adam liegend*, 1983.

Wir besuchten Avignon, Nîmes, Arles und zelteten am Strand von Saintes-Maries-de-la-Mer. Wir schlugen unser Zelt an einem menschenleeren Strandabschnitt auf, der eigentlich als verboten markiert war. Wir glaubten ein Stück Paradies gefunden zu haben, wie geschaffen für uns. Wir liebten uns und genossen die Freiheit, uns nackt am Strand bewegen zu können.

Als wir jedoch eines Tages nach dem Einkauf mit unserer Ente zurückkamen, stand der gesamte verbotene Strand unter Wasser. Zunächst fiel es uns schwer, unser Zelt am überfluteten Strand wiederzufinden, doch wir hatten Glück. Schließlich ragte das Zelt, rundum vom Meer umspült, tapfer aus den glücklicherweise niedrigen Fluten. Es war auf einem kleinen Sandhügel angelegt und weitgehend trocken geblieben.

Wir zogen weiter ins Ardèche-Tal, zelteten wild auf der Wiese, wo wir morgens von einer Kuh am Zelteingang begrüßt wurden. In einer Schlucht mit einem sprudelnden Gebirgsflüsschen, das immer wieder kleine Becken aus dem Felsen ausgespült hatte, produzierte sich Robert nackt als Susanna

beim Bade. Ich filmte diese Szenen mit meiner Super-8-Kamera, während uns eine jugendliche Wandergruppe irritiert ins Bild lief.

Zurück in Berlin veränderte sich unsere Beziehung zunehmend. Robert wurde mir gegenüber immer verschlossener, dabei ist er ansonsten ein heiterer, kommunikativer Mensch. Von der Schwulenbewegung, in der ich engagiert war, hielt er nichts. Mit seiner K-Gruppen-Ideologie meinte er, nach der Revolution sei dieser Nebenwiderspruch ohnehin gelöst. Ich spottete über seinen »Nebelwiderspruch« und meinte, wir müssen im Hier und Jetzt unser Recht auf ein selbstbestimmtes Leben als Schwule durchsetzen. Ein anderes als das gegenwärtige Leben haben wir nicht. Robert geriet immer mehr unter den Einfluss falscher Ratgeber, die ihm sein schwules Coming-out auszureden versuchten: Ammon, sein Psychotherapeut mit seiner Gruppentherapie, ebenso auch Lehrer aus seiner Schauspielschule, die teilweise selbst schwul waren, schließlich auch seine Mutter. Sie mach-

ten ihn glauben, er sei vor die Alternative gestellt: entweder Schauspielkarriere oder schwul, beides zusammen ginge nicht.

Als er dann Berlin verließ, herrschte ein paar Jahre Sendepause zwischen uns. Inzwischen war ich ohnehin mit Sven liiert. Es war Robert, der nach einiger Zeit den Kontakt zu mir wieder aufnahm. Er lebte inzwischen in Köln und leitete dort ein freies Theaterhaus. Das Theaterfestival aber war und ist auch heute noch in Berlin. Auf diese Weise ergab sich für ihn immer wieder die Not-



Abb. 5: Ausstellung im Elisabethhof, Berlin, 1980.

wendigkeit und die Gelegenheit, bei mir in Berlin für einige Tage unterzukommen. Er besorgte verbilligte Theaterkarten und so kam ich durch ihn in den Genuss epochemachender Aufführungen an der Berliner Schaubühne.

Aus unserer früheren Beziehung hat sich ein freundschaftlicher, kultureller Austausch entwickelt, der uns bis heute verbindet.

Klappensex: Der schnelle Sex zur späten Stunde



Abb. 6: Diese beiden Postkarten erschienen 1978 noch unter meinem damaligen Pseudonym »Eigeltinger« im Verlag rosa Winkel.

Meine Fotos über Graffiti aus Berliner Klappen sind in der Zeit zwischen 1978 und 1980 entstanden. Egmont Fassbinder vom Verlag rosa Winkel animierte mich, diese Fotos zusammen mit meiner Kommentierung 1983 als Bildband herauszubringen. Als Klappen bezeichnete man in Berlin bestimmte öffentliche Toiletten, an denen zu jeweils unterschiedlichen Zeiten Männer aus allen gesellschaftlichen Schichten homosexuelle Kontakte suchten. Klappen ermöglichten ein Doppelleben: Tagsüber war man ein seriöser Bürger, nachts ein anonymes Schwein, manchmal ein armes

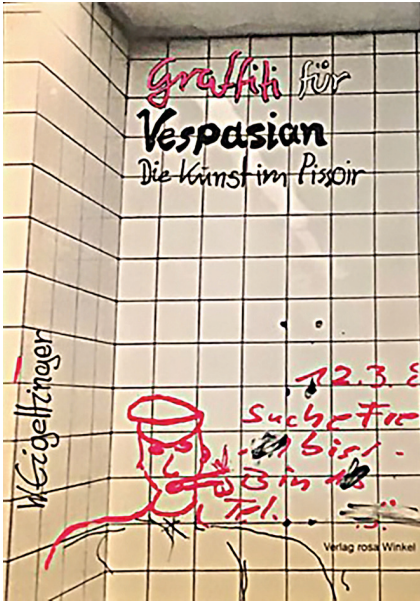


Abb. 7: Cover des im Verlag rosa Winkel erschienenen Bandes, 1983.

Schwein, das sich selbst verleugnen musste, denn es war immer der Angst vor Entlarvung ausgesetzt.

Erst im Laufe der Schwulenbewegung entstand der selbstbewusste Schwule, der dem verächtlich machenden Schimpfwort »schwul« eine neue Bedeutung verlieh: gay pride, schwuler Stolz.

Seit die öffentlichen Bedürfnisanstalten der privaten Gewinnerzielungsabsicht überlassen wurden, sind Klappen weitgehend aus Berlin verschwunden. Inzwischen bedient das Internet diese Bedürfnisse, die früher auf der Klappe befriedigt wurden. Zwar waren Berliner Klappen auch schon international, das Internet bietet jedoch heute eine

viel größere, allumfassende Internationalität für anonyme und private wie persönliche Kontakte.

Schwul in Schule und Gewerkschaft

Keine Macht für niemand – wie das Ton Steine Scherben sangen, das ist keine wirkliche Option. Keine Macht bedeutet Ohnmacht. Das lernten wir schnell, als wir vom Studium in unsere Berufe wechselten. Dort begann unser Kampf von neuem, wir mussten bei Arbeitgebern und Kollegen Überzeugungsarbeit leisten. Jetzt hieß es, zu sich selbst zu stehen. Aber wann war es klug, sich am Arbeitsplatz zu outen? Mein damaliger Freund verlor seinen Arbeitsplatz, nur weil er nach einer langen Nacht vergessen hatte, seine Wimperntusche abzuschminken. Wie offen jemand mit seiner Homosexualität umgeht, kann nur jeder selbst an seinem Arbeitsplatz entscheiden und am besten sorgt er zuvor für den Rückhalt in einer Gewerkschaft. Ton Steine Scherben spielten auch: *Allein, machen sie dich ein.*

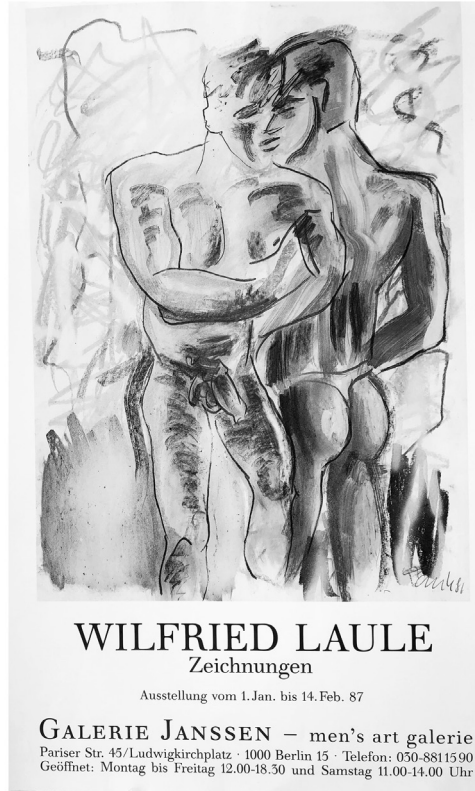


Abb. 8: Ausstellung, 1987, Berlin.

Detlef Mücke gründete 1974 in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, der GEW, eine Gruppe für schwule Lehrer. Im Laufe der Zeit wurde Detlef zu einer gut vernetzten Institution in der schwulen Community von Berlin. Hatte einer eine Frage zu schwulen Angelegenheiten, Personen und Problemen, hieß es: »Frag Mücke!«

Über viele Jahre vertrat der Senator für Schulwesen den Standpunkt, dass Homosexualität als geschlechtliches Verhalten einer Minderheit im Unterricht nicht als der Heterosexualität gleichgestellte Form behandelt werden kann.

Allein schon die Art und Weise, wie Homosexualität in den alten Richtlinien zur Sexualerziehung, in Lehrbüchern und Filmen (*Christian und*

sein Briefmarkenfreund) angeführt wurde, als Deviation in der Nachbarschaft zu den Geschlechtskrankheiten, war hochgradig diskriminierend. Wie schwer es Schülern und Kollegen gemacht wurde, Homosexualität im Unterricht zum Thema zu machen, zeigt auch die Praxis verschiedener Schulen, die den Film *Jagdszenen aus Niederbayern* verboten hatten.

Mit der vorgeschobenen Begründung, man dürfe an Schulen keine Werbung für Homosexualität machen, wurde jede Aufklärung über dieses Thema abgewürgt. Es brauchte also noch viele Bemühungen und Verhandlungen, bis sich hier die vorurteilsbeladenen Einstellungen grundsätzlich veränderten.

Der Rückhalt, den ich als schwuler Lehrer in meiner Gewerkschaft GEW spürte, ermutigte mich zu meinem Outing bei den Kollegen meiner damaligen Schule.

Mit dieser Unterstützung begann ich dann schrittweise, je nach Gelegenheit mit meinem Outing gegenüber meinen Schülern. Das war nicht immer leicht und kostete Mut. Aber Berliner Schüler sind aufgeweckt und sie lassen sich nichts vormachen. Also thematisierte ich Homosexualität beispielsweise im Deutsch- oder im Kunstunterricht anhand von Filmen, Texten oder Künstlerbiografien, wie etwa denen von David Hockney oder Andy Warhol. Gelegentlich boten auch meine eigenen Ausstellungen die Möglichkeit über das Verhältnis von Diskriminierung und Selbstakzeptanz Homosexueller in der damaligen Gesellschaft zu sprechen. Als ein Geschenk für meine Unterrichtspraxis empfand ich den Film *Sommersturm* von Marco Kreuzpainter. Er zeigt auf sehr schöne Art ein schwules Coming-out. Dabei knüpfte er auf ansprechende Art bei der Lebenswirklichkeit meiner Schüler an und löste mit seinem Film reichlich Diskussionen aus. In der Regel ergab sich in solchen Zusammenhängen mein Outing gleichsam von selbst. Bei meinen Schülern traf ich auf großes Interesse, wenn ich mit ihnen über reale Probleme diskutierte. Das breite Spektrum an Einstellungen unter den Schülern sorgte schnell für lebhaftes Diskussionen. So musste ich als Lehrer nicht dozieren. Gelegentlich reagierte ein türkischer Schüler mit Skepsis und wurde von anderen Schülern überzeugt. Einmal kam einer ein Jahr später und meinte zu mir: »Ich habe sie nicht sofort verstanden. Im Nachhinein finde ich ihre Offenheit gut.«

Auf dem CSD in Berlin traf ich immer wieder einmal ehemalige Schüler. Sie grüßten mich erfreut und meinten, meine Offenheit habe ihnen bei ihrem eigenen Coming-out geholfen.





Abb. 9: Karikatur von Wilfried Laule für ein Flugblatt der GEW, 1978.

Von der Demonstration der Außenseiter zum jährlichen Stadtfest

Ein Ereignis, das sich als eines meiner schönsten Erlebnisse in mein Gedächtnis eingepägt hat, ist bei der schwulen Community inzwischen leider ins Vergessen abgedrängt worden: HOMOLULU, Frankfurt 1979. Ungefähr eine Woche in den Semesterferien tagten wir an der Uni, in einer internationalen Gruppe mit Teilnehmern aus verschiedenen Berufsgruppen. Bei den täglichen Plenen versuchten hysterische Pädosexuelle zunächst alles für sich zu vereinnahmen, doch die anderen Gruppen wiesen sie zurück und gaben ihnen denselben Raum zur Selbstdarstellung wie jeder anderen Gruppe auch. Es wurden viele Gespräche und ein reger Austausch unter den verschiedenen Teilnehmern möglich, es ging um Selbsterfahrung und Öffentlichkeitsarbeit. Die Tagung gipfelte in einer Party und in einer fantastischen Demonstration, prächtig, wie ich sie zuvor nie erlebt hatte. Auch hier brach nach der Demo dieselbe Diskussion aus, wie wir sie schon in Berlin erlebt hatten: Die Tunten würden mit ihrem exaltierten Auftreten im Fummel dem schwulen Ansehen schaden: »Tuntenstreit 2«.



Abb. 10: Wilfried Laule: *David*, 2006.

Der Verlag rosa Winkel bot damals an, eine Broschüre über dieses Treffen herauszugeben. Die westdeutschen Gruppen jedoch lehnten ab, mit der Begründung, die Berliner würden alles dominieren wollen. Die westdeutschen Gruppen brachten es aber nicht fertig, selbst eine Dokumentation zu erstellen. So versank ein schönes und wichtiges Ereignis in der Versenkung des Vergessens.

Im selben Jahr, 1979, entstand der CSD in Berlin, der Christopher Street Day. Aus Amerika importiert sollte er in den Folgejahren zu einem Erfolgsmodell werden. Anfangs wurden die Demonstrierenden noch mit Arg-



Abb. 11: Wilfried Laule: *Oral*, 1993.

wohn und neugierigem Misstrauen vom Straßenrand aus begafft, doch von Jahr zu Jahr mischten sich mehr und mehr Leute in den Demonstrationszug. Irgendwann verschwand die Trennung zwischen Straßenrand und Demonstrationszug, zwischen Heteros und Schwulen, der Straßenrand feierte mit den Demonstranten. Der CSD gab dem protestantisch kargen Berlin eine nie zuvor dagewesene kulturelle Farbe.

Reisen war unsere neue Freiheit in der Bundesrepublik (BRD). Zu fünf als Heterogruppe sind wir mit einem VW-Kombi in den Semesterferien durch Marokko gefahren. Bei Fès bestaunten wir eine Fantasia, auf der prächtige Berberhengste im Galopp vorgeführt wurden. Wir erschienen den Einheimischen damals als Exoten. Dauernd griffen mir irgendwelche Leute in die langen blonden Haare. Die Kinder schrien verzückt: »Hippie, Hippie!«, und bettelten uns an. Schließlich wurden wir von Berbern eingeladen, ein paar Tage mit in ihrem Zelt zu wohnen. Einer dieser jungen wilden Reiter hielt einen Pflirsich in seiner Hand, schlürfte von der saftigen Frucht und schaute mir dabei tief in die Augen. Mein Herz pochte mir bis zum Hals, jedoch – ich wusste nicht, wie ich auf dieses Angebot hätte eingehen sollen. Unter den gegebenen Umständen waren wir nirgendwo für uns allein.

Tage darauf schloss sich uns ein langhaariger blonder Franzose an. Ich sprach kein Wort Französisch, nur Deutsch und Englisch. Er sprach – wie die meisten Franzosen – nur Französisch. Im Laufe unserer gemeinsamen Reise verliebten wir uns ineinander. Liebe findet immer eine Sprache. Wir liebten uns nachts im Freien unter prächtigen Sternenhimmeln. Tagsüber demonstrierte mir mein neuer Freund, wie verwandt sich Lateinisch und Französisch sind. Beide hatten wir auf der Schule Latein gelernt. Auf der Fahrt hörten wir Pink Floyd: *Ummagumma* und *The Dark Side of the Moon*. Die am Autofenster vorbeifließende Landschaft bebilderte diese Musik wie ein Film. Am Abend bot uns ein alter Marokkaner einen Joint an. Wir setzten uns zu ihm und schauten schweigend von einem Hügel in das weite Land, das die untergehende Sonne in ein warmes Licht schweigender Zeitlosigkeit tauchte.

Prägende Beziehungen

Seit Adam in seiner Kreuzberger Altbauwohnung Hanf für den Eigenbedarf anbaute, schaute er immer wieder beunruhigt durchs Fenster, wenn ein Polizeiauto verlangsamt durch die Straße fuhr. Adam war ein echter Berliner, kein zugezogener Wessi. Harte Drogen rührte er nicht an. Gras und Haschisch konsumierte er in Maßen, so, wie viele der deutschen Durchschnittsbürger Alkohol einsetzen, um dem Leben immer wieder einmal einen kleinen Kick zu geben, der sie über den gewohnten Alltag hinaushebt. Eine Zeit lang war ich mit Adam befreundet und er besuchte mich oft. Ich lud ihn gerne zum Abendessen ein. Er liebte meine Küche und rundete die Mahlzeit am Ende gern mit einem gemeinsamen Joint ab.

Da ich nicht rauchte und Drogen für mich eine Ausnahme waren, reichten drei Züge, um mich high werden zu lassen. Er trug mich dann in mein Bett und wir verloren uns ausgiebig in unendlich zartem Sex, der die Zeit aufzuheben schien. Da er fast völlig gehörlos war und sich nur über Körpersprache verständigen konnte, war er auch im Bett ganz Körpersprache. Ein seliger Schlaf trug uns danach in den nächsten Morgen.

Der Morgen allerdings konnte zum Problem werden, wenn ich einfach aufstand, weil ich zur Arbeit musste. Es war für ihn wie die Aufhebung einer Symbiose, auf die er aggressiv reagieren konnte. Ich musste ihn mit Zärtlichkeiten, manchmal auch mit erneutem Sex besänftigen, was mich dann zeitlich in Bedrängnis brachte. Schließlich entwickelte sich die Be-

ziehung zwischen einem Gehörlosen und einem Hörenden für ihn und mich auf die Dauer als zu schwierig und zu einengend. Mehr-Personen-Situationen waren kaum zu managen. Immer wieder beobachtete Adam, dass ich für Hörende einen viel höheren Sprachaufwand betrieb, als meine Übersetzung an ihn hergab. Das spielerisch aufwendige Repertoire an Sprache dient den Hörenden meist nicht nur zur Übermittlung von Information. Allein, wie eine Aussage durch Stimmlage, Ton und wechselnde Lautstärke orchestriert werden kann, macht Sprechen zu einer wechselseitigen



Abb. 12: Wilfried Laule: *Coming out*, 1987.

Lust, gepaart mit Mimik und Gestik. Diese wortreiche Lust an der Kommunikation ging in der Verkürzung auf Gebärdensprache und Mundablesen verloren. Dieser Mangel erzeugte in Adam eine Eifersucht auf die Hörenden, die ich nicht besänftigen konnte. Er war zu klug, um nicht immer wieder leidvoll zu erfahren, dass ich mit anderen Menschen eine Sprache hatte, von der er ausgeschlossen war.

Die *S-Bahn-Quelle* in der Nähe des Savignyplatzes entwickelte sich mehr und mehr von einer typischen Berliner Bierkneipe zu einem der gefragtesten schwulen Treffpunkte. Nachts, so gegen elf, zwölf Uhr, machte ich mich gelegentlich noch auf, um den Tag mit einem »Schlaftrunk« abzuschließen. Das kostete mich damals nur einen kurzen Fußweg. In der *Quelle* traf ich meist einige der mir bekannten Polit-Schwestern aus der Bewegung. Außerdem, so hieß es, könne man hier gut Männer aufreißen, denn das Lokal war zu dieser Zeit so gedrängt voll, dass man ohne Körperkontakt nirgendwo durchkam. Der überwiegende Teil der Gäste waren keine »spinnerten« Studenten, sondern gewöhnliche Homosexuelle aus allen Schichten. Sie schienen oft den direkteren Zugang zu ihren Bedürfnissen zu haben.

Eines Nachts zwängte sich ein junger Mann durch die Menge und bot den Gästen mit scheu verschmitztem Lächeln seine bunt gefärbten Kerzen

an. Man sah ihm eine leichte Verlegenheit an, die gleichzeitig von einer wachen Neugierde überspielt wurde. Offensichtlich war ihm die Szene nicht vertraut.

Es ist sonst nicht so meine Art, immer gleich forsch zuzugreifen, aber bei ihm war mir schlagartig klar: Der ist es! Ich verwickelte ihn in ein Gespräch und spendierte ihm ein Bier. Schließlich meinte er, er müsse seine Tour noch abschließen, er komme wieder zurück. Bevor ich etwas dagegen einwenden konnte, ließ er mir ein überwältigendes Lächeln da und die Ungewissheit seiner Wiederkehr.

Bei vielen Schwestern wäre ein solcher Abgang die höfliche Verschleierung einer Absage, aber bei ihm ...? Seine sympathische Ausstrahlung, seine gewinnende Zuwendung? Das hatte so echt gewirkt. Er nannte sich Sven und lebte in einer Hetero-Wohngemeinschaft, die sich mit Kunstgewerbeartikeln auf verschiedenen Märkten und in Kneipen ihren Lebensunterhalt verdiente. Ihr neuester Schlager waren die bunten Tauchkerzen. Ursprünglich handelte es sich um profane weiße Haushaltskerzen, die sie in flüssiges, farbiges Wachs tauchten und auf diese Weise in unterschiedlich farbige Kerzen verwandelten, wie sie zuvor nicht auf dem Markt angeboten wurden. Solche Kerzen kamen damals gut an.



Abb. 13: Wilfried Laule: *Paar*, 1978.

Nach etwa einer guten halben Stunde wühlte sich Sven wieder lachend durch die Menge der *S-Bahn-Quelle*. Wir blieben nicht mehr lange. Die Nacht fand einen überwältigenden Abschluss in meinem Bett. Aus einer Nacht wurden viele Nächte und schließlich wohnte Sven mit mir zusammen in unserer gemischten Wohngemeinschaft. In den Folgejahren entwickelte sich Sven zu einem geschäftstüchtigen und kreativen Unternehmer.

Wir erlebten zusammen viele gemeinsame Reisen und Urlaube nach Griechenland, China und Peru.

Griechenland hatte ich zum ersten Mal als Kunststudent besucht. Damals, in den frühen 1970er Jahren, war es noch nicht für den Tourismus erschlossen. Es herrschte dort die Junta, eine Militärdiktatur. Anfangs war ich noch skeptisch, ob es klug war, in ein Land zu reisen mit einer Diktatur, in ein Land, in dem die Generation unserer Väter 1943 Massenmorde angerichtet hatte.

Die Gastfreundschaft und die Herzlichkeit jedoch, mit der uns die Griechen in ihrem Land aufnahmen, räumten meine Bedenken bald beiseite. Unsere Gastgeber stellten uns ihre gute Stube als Übernachtungsmöglichkeit zur Verfügung, da sie diese Zimmer ohnehin nur zu seltenen Anlässen nutzten. Bevor wir diese oft mit prächtigem Plunder ausgestatteten Zimmer zum Schlafen nutzen konnten, mussten wir sie gut lüften, um den Geruch von Mottenkugeln zu beseitigen. So lernte ich zusammen mit anderen Kunststudenten Griechenland und einige seiner Inseln schätzen.

Jahre später lebte meine Schwester in Athen. Sie war dort mit einem französischen Ingenieur verheiratet, der für die Air France am Athener Flughafen stationiert war. Auf diese Weise hatte ich immer wieder einen Grund, aus dem eingeschlossenen Berlin gleichsam in eine neue Offenheit nach Athen zu fliegen und nach dem Besuch meiner Schwester verschiedene griechische Inseln zu erkunden.

Zusammen mit meinem Freund Sven verbrachten wir unsere Urlaubstage an einem Strand auf Rhodos. Doris, eine Mitbewohnerin aus unserer Wohngemeinschaft in Berlin, flog damals mit uns. Überraschend tauchte Sigrit, eine ihrer Freundinnen auf. Sie war nicht angekündigt. Ihr plötzliches Auftauchen kam mir etwas arrangiert vor, denn Doris machte sich schon kurz darauf an einem der folgenden Tage auf und davon in die Türkei und ließ uns ihre Freundin Sigrit zurück.

Sigrit entpuppte sich in den folgenden Jahren schnell als Rivalin im Kampf um die Zuneigung von Sven. Dessen Beziehung zu mir war durch seine Drogenprobleme ohnehin schon überstrapaziert. Sven glaubte wohl, er könne die Rivalität zwischen mir und Sigrit als Druckmittel benutzen. Schließlich hatte er durch Sigrit auch noch eine Art Rettungsanker in der Hinterhand, falls unsere schwule Beziehung zerbrechen würde.

Leider musste ich bald erkennen, dass sie mir gegenüber einen Trumpf in der Hand hatte, den kein Mann ziehen kann: Sie wurde schwanger. Als ich das von ihr erfuhr, herrschte ich sie an: »Bist du wahnsinnig?« Sie glaubte

allen Ernstes, sie könne Sven durch seine Vaterschaft von seiner Drogenabhängigkeit therapieren. Das Gegenteil war der Fall. Sven rauschte immer tiefer in den Abgrund seiner Abhängigkeit.

Im Angesicht ihrer Schwangerschaft erlebte ich Sigrít nicht mehr als meine Rivalin. Ihre Schwangerschaft löste bei mir Vatergefühle aus, die mich selbst überraschten. Sven war seinerzeit abgetaucht. Mir wurde schlagartig bewusst, wie tief mein Kinderwunsch in der Liebe zu Sven verwurzelt war. Ich stamme aus einer kinderreichen Familie und habe die Schwangerschaft meiner Mutter und die Geburt meiner Geschwister erlebt. Die Geburten meiner Geschwister waren immer freudige Ereignisse für mich gewesen.



Abb. 14: Wilfried Laule: *Serge 2*, 1987.

In einer Partnertherapiesitzung zusammen mit Sven, meinem Noch-Lebenspartner, kämpfte ich mich, am ganzen Körper zitternd, dazu durch, unsere langjährige Beziehung aufzukündigen. Ich tat es gegen meine Gefühle, aber es musste sein. Alle anderen Versuche, Sven aus der Drogenabhängigkeit zu helfen und unsere Beziehung zu retten, sah ich als gescheitert an.

Mein Freund reagierte mit cooler Ungerührtheit, die mich fassungslos machte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließen wir vorzeitig die Partnertherapiesitzung. Auf dem Kurfürstendamm meinte mein nun von mir getrennter Partner nachverhandeln zu können. Ich blieb hart, konnte aber meinen inneren Schmerz kaum noch beherrschen.

Ein Jahr nach unserer Trennung auf der Demo zum Christopher Street Day stand mein Ehemaliger plötzlich neben mir, als wäre nie etwas gewesen.

Ich herrschte ihn an: »Verpiss dich!« Er flehte mich mit wehleidigen Blicken an, schwieg, wich aber nicht von meiner Seite. »Willst du mir ein schlechtes Gewissen machen?«, fragte ich ihn. Er schwieg und wich nicht von meiner Seite. Ich sah seine Augen, seinen hündischen Blick, seine ganze

Körperhaltung: Er konnte seine Hände nicht ruhig halten, er zitterte. Er war voll auf Entzug! Er tat mir so leid, aber ich durfte jetzt nicht weich werden. Elend in sich verkrochen schrie seine ganze Gestalt um Erbarmen. Sein Anblick tat mir weh. Ich lud ihn zu einem Essen in ein naheliegendes Restaurant ein. Danach trennten wir uns wieder. Jeder in eine andere Richtung. Jeder mit Tränen in den Augen.



Abb. 15: Wilfried Laule: *Mein Kumpel*, 1995.



Abb. 16: Wilfried Laule: *Berliner Totentanz*, 1985.



Abb. 17: Wilfried Laule: *Serge*, 1989.

Schwule Kitschästhetik

Gelegentlich habe ich den Jour fixe in Rosas Wohnung besucht. Die Einrichtung strotzte dort vor Kitsch, sie wirkte auf mich wie eine bei Tageslicht entzauberte Theaterkulisse – ernüchternd. Nur mit Kunstlicht kann man in einer solchen Szenerie Leben vortäuschen. Ich verstand Rosas künstlerische Methode, die Schwulenkitsch als Stilmittel und als ironisches Zitat nutzte, ein Zitat, das den Protagonisten entlarven konnte. Jedoch in solchen Kulissen aus falschen Gefühlen auch noch wohnen zu müssen, das hätte ich nicht ausgehalten.

Ich schätzte Rosas Filme und sein Stil erschien mir zeitgemäß gültig. Sein Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* war historisch notwendig. Er kam genau im richtigen Augenblick und hatte darum auch eine gewaltige Wirkung. Vor etwa zwei Jahren habe ich ihn wieder einmal gesehen, er enthält immer noch Botschaften, die mir auch heute noch gültig erscheinen, aber gerade jüngere Schwule können heute nur schwer nachvollziehen, warum dieser Film einmal solche Wellen schlug.

Für meine eigenen Arbeiten favorisiere ich einen völlig anderen, eher entgegengesetzten Ansatz. Ich komme vom Expressionismus her, der den möglichst direkten Ausdruck des Gefühls sucht. Es ging mir um meine eigene Identität. Ich wollte mich selbst finden und so artikulieren, dass ich mich nicht gleichzeitig ironisch in die Distanz zu mir selbst flüchten musste. »Schwule Kitschästhetik« erschien mir allzu oft als eine Ästhetik der Selbstverleugnung: Verliebtheit in einen Traum, für den man nicht gerade stehen wollte, weil man ihn in der Ironie gleichzeitig nicht so gemeint hatte.

Bei ihrem Jour fixe hielt sich Rosa selbst meist zurück, sie ließ immer die anderen reden, hörte ihnen aufmerksam zu, hakte nach. Wie ein Psychotherapeut lockte er die anderen aus sich heraus. Er wertete ihre Aussagen nicht, er bezog keine Stellung. Welche Positionen er selbst vertrat, wurde selten klar. Manchmal begleitete er die Aussagen der anderen mit einem freundlich verschmitzten Lächeln. In diesen Gesprächen outete er die anderen, nie sich selbst.

So kann man auch verstehen, dass sich manche seiner Laiendarsteller »verarscht« fühlten, wenn sie sich hinterher auf der Leinwand vorgeführt sahen.

Nun ist es in der Regel so, dass sich Selbst- und Fremdwahrnehmung selten decken. Hin und wieder hilft das sogar unsere Selbstwahrnehmung zu relativieren.

Rosa äußerte sich in seinem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* kritisch zu schwulen Paarbeziehungen, er propagierte eher Promiskuität oder andere Formen der Sexualität, wie etwa Gruppensex. Am Ende seines Filmes präsentierte er das kitschig-künstlich gestellte Bild einer Gruppe von nackten Männern – die unglaublichste Szene seines Filmes – Propaganda eben.



Alle Lust will Ewigkeit

Parks und Klappen sind nachts beliebte Orte, an denen sich schwule Männer treffen, um die unterschiedlichsten Formen von Sex zu haben. Aus Amerika kam der Darkroom in manche schwule Bar von Berlin: In dunklen Kellern betatschen sich Rudel von Männern und haben anonymen Sex. Auf diese Weise kann man leicht seinen sexuellen Überdruck loswerden.

Abb. 18: Wilfried Laule: *Klappe*, 1994.



Abb. 19: Wilfried Laule: *Darkroom*, 1985.

Ich habe diese Möglichkeit schneller sexueller Triebabfuhr selbst ausprobiert, konnte ihr aber auf Dauer nicht so viel abgewinnen. Die sogenannten bürgerlichen Zweierbeziehungen waren zwar ideologisch verpönt, in der Realität glaubte ich aber wahrzunehmen, dass selbst Experimente mit Gruppensex oft scheiterten, weil die Gruppe doch immer wieder in Paare zerfiel.

Wie sollte es auch anders sein: Selbst in der Dunkelheit eines Darkrooms suchte ich noch nach der Restspur einer imaginierten Person. Ich habe Freunde getroffen, die der Überzeugung waren, Sex sei reine Biologie. Ich glaube eher, Sex ist dreidimensionale Fantasie, die von realen Akteuren gemeinsam aufgeführt wird. In einem solchen Spiel kann man sich unterschiedlich intensiv kennenlernen und einbringen. Viele Begegnungen sind vielleicht flüchtig, aber hin und wieder begegnet man einem Menschen, der einen tieferen Eindruck hinterlässt, mit dem man vielleicht sogar die Sehnsucht nach Dauer und Verlässlichkeit ein Stück weit verwirklichen kann.

Beim Gruppensex erspürt der Einzelne schnell jemanden, der sensibler auf ihn eingehen kann, bei dem die Gefühle und Sympathien leichter ineinanderfließen. Die Präsenz der Gruppe dient dann lediglich der Stimulation. Der Nebenmann wird zur Randfigur.

Ein orgiastisches Aufgehen des Einzelnen in der Gruppe scheint mir meist nur unter Drogeneinfluss möglich. Drogen waren für mich tabu, nachdem ich meinen Freund Sven, meine große Liebe, an Drogen verloren hatte. Von allen sexuellen Erlebnissen, die ich im Laufe meines Lebens ausprobiert habe, bleiben Zweierbeziehungen am eindrucklichsten in meiner Erinnerung verankert, nicht wahlloser anonymer Sexkonsum. Der rauscht vorüber wie ein in den Wind gesprochenes Wort. Eingepägt haben sich meine Beziehungen zu Menschen, um die ich mich bemühen musste, mit denen ich aber auch den besten Sex hatte, weil wir uns auf intime Art seelisch wie körperlich nahegekommen sind und uns darum intensiver kennengelernt hatten.

Meinen Freund Sven habe ich letztlich doch nicht an Drogen verloren. Mithilfe von Therapien konnte er sich gleichsam immer wieder aus seiner Sucht befreien. Lange Zeit hielt er sich stolper-clean. Inzwischen lebt er drogenfrei, verheiratet mit einem anderen Mann. Wir sind uns auch über die Jahre der Trennung hinweg nie ganz fremd geworden. Bis heute ist er mir einer der vertrautesten Menschen geblieben. Wir haben so vieles miteinander erlebt und verstehen, wie der andere tickt, auch ohne viele Worte zu verlieren. Wir laden uns wechselseitig noch ein und sind Freunde geblieben.



Abb. 20: Wilfried Laule:
Disco, Tanz, 1988.

Kinderwunsch

Nachdem meine Beziehung zu Sven in die Brüche gegangen war, brach ich allein nach Griechenland auf. Dort lernte ich meine spätere Frau kennen. Auf der Fähre nach Paros habe ich sie schon beobachtet. Schlank, mit rot-blonden Haaren und von erfrischender Lebendigkeit hielt sie sich in einer Gruppe deutscher Touristen auf. In rege Gespräche verstrickt, hatte sie jedoch kein Auge für mich. Als wir dann auf Paros alle ein Zimmer suchten, fand sie schließlich eins direkt neben mir im selben Haus. Ein Balkon verband unsere beiden Zimmer. In welchem unserer beiden Zimmer wir zuerst intim wurden, kann ich heute nicht mehr sagen.

Nach einer Woche brach ich wieder auf, um weitere Inseln zu erkunden. Wir tauschten unsere Berliner Adressen und verabredeten uns für die Zeit nach dem Urlaub.

Wir begegneten uns wieder in Berlin wieder, führten ein Jahr lang eine enge Beziehung und beschlossen dann gemeinsam, unseren Kinderwunsch in die Tat umzusetzen. Ich hatte meine Frau zuvor über mich aufgeklärt, dass ich schwul bin und dass ich das willentlich auch nicht ändern könne. Wir heirateten – verständlicherweise war das die Bedingung –, bevor sich Marlis auf eine Schwangerschaft einließ. Wir zogen zusammen und es dauerte dann auch nicht lange, bis Marlis schwanger wurde. Schließlich brachte sie zu unserer großen Freude unser Wunschkind, eine gesunde Tochter, zur Welt.

Nach der Geburt unserer Tochter waren wir zwei Jahre ausschließlich als Familie aufeinander bezogen. Nach zwei Jahren, wenn das erste Kind

dann aus den größten Schwierigkeiten heraus ist, zeugen Hetero-Paare das zweite Kind. Genau diesen Schritt traute ich mir nicht mehr zu, da mein homosexuelles Verlangen immer lauter wurde und ich Skrupel bekam, weil ich meine Frau sexuell nicht mehr so befriedigen konnte wie zuvor. So steuerten wir immer deutlicher auf eine Scheidung zu, die wir nach sechs Jahren Ehe dann auch vollzogen.

Heute bin ich meiner ehemaligen Frau sehr dankbar und bringe ihr große Wertschätzung entgegen, dass sie mir das Glück unserer Tochter geschenkt hat. Unsere Tochter ist für mich das größte Geschenk in meinem Leben. Ich bin so froh, dass mein Kontakt zu ihr nie abgebrochen ist. Sie erwartet in der Zwischenzeit ihr zweites Kind. Ihr erstes Kind, ein Junge, hat mir, seinem Großvater, schon so viel Freude geschenkt, Freude, mit der ich nie zuvor gerechnet hatte. Wir sind sterblich, unsterblich werden wir in unseren Kindern und in den Kindern unserer Kinder oder in unseren Werken.